

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«.

Metabolisches in Theodor Fontanes *Stechlin*, in Thomas Manns *Buddenbrooks* und im *Zauberberg*

Nahrungsaufnahme, Lunchs und Dinners, kulinarische Festivitäten spielen im Roman des (Spät-)Realismus (und auch der Klassischen Moderne) eine zentrale Rolle. Für den realistischen Roman Fontanes hat Peter Demetz gar gezeigt, dass – vor allem die festlichen – Mahlzeiten die Texte strukturieren.¹ Verschaltet sind in den Schilderungen der Tischgelage zwei Bereiche, von denen der eine gemeinhin der ›Natur‹ (Nahrungsaufnahme resp. Reproduktion des Körpers), der andere der ›Kultur‹ (soziales Ritual, Sprachproduktion) zugerechnet wird. In den Blick genommen werden sollen drei Texte – Theodor Fontanes *Stechlin*, Thomas Manns *Buddenbrooks* und *Der Zauberberg* –, um die Verhandlungen, die in den Romanen über Prozesse der Nahrungsaufnahme, der Verstoffwechslung, der Digestion oder der Ausscheidung geführt werden, zu skizzieren. Dabei erscheint in Bezug auf Fontanes Romane vor allem interessant, dass die Tischgespräche, in denen auch eine Kasuistik der sozialen Distinktion errichtet wird, ein Austauschfeld sozialer Energie modellieren und Geschmacksfragen – mithin Problemkonfigurationen, die nicht nur sozial, sondern auch ästhetisch verfasst sind – austesten: Im *Stechlin* wird etwa über Fäkalien abführende Abwässer und die dort aufzufindenden Ratten parliert, während man sich distinguiert Gourmetkost zuführt. Gezeigt werden kann, dass das, was gegessen wird, zu einem den Roman organisierenden Metacode wird.

Auch in den *Buddenbrooks* speist man so opulent, dass es kein Wunder ist, dass, wenn Digestionsprozesse im Roman Thema sind, es eher solche sind, die mit ›Indigestion‹ zusammenhängen. Perspektiviert wird Nahrungsaufnahme – wird doch eine Verfallsgeschichte erzählt – als Sich-zu-Tode-Essen. Thomas Manns *Zauberberg* schließlich verhandelt Fragen der Konsumption auf unterschiedlichen – allesamt auf eine Weise von

1 Vgl. Peter Demetz: Formen des Realismus. Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen, München 1964, S. 139.

ökonomischen Prozessen gekennzeichneten – Ebenen: Die Patienten des Sanatoriums »Berghof« sitzen an Tischen, deren Platten sich biegen – so schwer sind sie mit besonders nahrhaften Speisen gedeckt. Trotz der reichhaltigen Nahrungsaufnahme schwinden viele der Sanatoriumsbewohner dahin (und rufen damit das Bild der Tuberkulose auf als der »Schwindsucht« des 19. Jahrhunderts, die als eine Art von Stoffwechselerkrankung imaginiert wird). Aber auch die Tuberkelbakterien haben ihren eigenen Stoffwechsel, der – so wird es skizziert – zu »Gewebswucherung« und zum »Ruin« führt, beginnen doch »die Kerne der Monstrezellen zu schrumpfen und zu zerfallen, ihr Protoplasma an Gerinnung zugrunde zu gehen«.² Stoffwechselstörungen kennzeichnen also Manns Roman über den Kollaps der Vorkriegsordnung.

Grenzen des Sagbaren? *Der Stechlin*

Begonnen sei mit Fontanes *Stechlin*-Roman, 1897/98 in der Zeitschrift *Über Land und Meer* erstmals in Fortsetzungen publiziert. Die Buchausgabe erschien (vordatiert im Impressum auf 1899) im Oktober 1898, postum – ein paar Wochen nach Fontanes Tod. Die Forschung hat deshalb den *Stechlin* auch als literarisches Testament des Autors gelesen. Konsens ist, dass Fontanes eigentliche Domäne – nicht erst im *Stechlin*, auch bereits in den vorangehenden Romanen – das polyphone Gesellschaftsgespräch ist, häufig handelt es sich um Tischgespräche. In virtuosen Saloncauserien, in Gesprächen bei Picknicks, Tafelrunden, Lunchs und Dinners erlaubt der Romancier seinem Personal immer wieder auch, sich in einer Atmosphäre, die von urbaner Heiterkeit und Esprit geprägt ist, in Szene zu setzen. In den späten Romanen, im *Stechlin* etwa oder den *Poggenpubls*, wird das Gespräch, auch das Tischgespräch, so wichtig, dass es Handlung ersetzt. Dubslav von Stechlin lässt sich gar als Stand-In des Autors modellieren, wenn er sich als Causeur bezeichnet. Gegenüber Pastor Lorenzen formuliert Dubslav: »Habe ja, wie Sie wissen, 'ne natürliche Neigung zum Ausplaudern, zum Plaudern überhaupt, und Kortschädel, der sich im übrigen durch französische Vokabeln nicht auszeichnete, hat

2 Thomas Mann: Der Zauberberg. Roman, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Michael Neumann, in: Thomas Mann: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 5.1, hrsg. von Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke et al., Frankfurt a.M. 2002, S. 432.

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«

mich sogar einmal einen ›Causeur‹ genannt. Aber freilich schon lange her, und jetzt ist es damit total vorbei. Zuletzt stirbt selbst die alte Kindermuhme in einem aus.«³ Nur halb ironisch gemeint ist Dubslavs nonchalante Bemerkung: »Wer am meisten red't, ist der reinste Mensch.«⁴ Das Gespräch ist für Fontane der Raum sozialer Selbstvergewisserung sowie Raum gesellschaftlicher Verhandlungen. Gerhard Neumann hat pointiert formuliert:

Fontanes (Gesprächs-)Romane beleuchten so scharfsichtig wie wohl kein anderes deutsches Erzählwerk dieser Jahrzehnte jene aus dem materialen Substrat der Kultur herausgetriebenen Rituale, in denen die Werte und Normen, die Erkenntnisstrategien, Sprachregelungen und Verhaltensmuster der beobachteten Gründerzeit-Gesellschaft in Szene gesetzt, debattiert, unterlaufen, affirmiert oder experimentell durchgearbeitet werden. Literatur, im Sinne Fontanes, ist so etwas wie eine exzentrische Ethnographie. Sie beobachtet und beschreibt das Fremde und Befremdliche jenes kulturellen Gewebes, dem sie selbst als ein komplexer kultureller Text angehört.⁵

Neumann sieht im Anschluss an Roland Barthes das Tischgespräch als Formation, in der eine Kasuistik der sozialen Distinktionen »über einen Abgrund des materialen Nichts«⁶ errichtet wird. Darin könne ein Grund dafür gesehen werden,

warum Fontane gerade Gastmahlsituationen zu paradigmatischen Chronotopen in der sozialen Dynamik auswählt. Man könnte auch, indem man die Terminologie Stephen Greenblatts aufgreift, sagen, daß Fontanes Romane die Mahlzeiten der Menschen, und zwar auf allen Stufen der Gesellschaft, zu Dispositiven sozialer Energie machen, daß sie zeigen, wie diese Mahlzeiten ein komplexes Kraftfeld eröffnen, einen Kreuzungspunkt und Verteilerknoten von sozialer Energie und ihrer Bewegung in der Sprache bilden, deren Dynamik ja ihrerseits ausschließlich durch Distinktionsprozesse in Gang gehalten wird.⁷

Mit Blick auf das erste Gastmahl im *Stechlin*, das Begrüßungessen, das Dubslav für seinen Sohn Woldemar und dessen Freunde, Rex und Czako, ausrichtet, sollen zwei (und ausdrücklich nur *zwei*, es gibt deren viele) Finessen der Fontane'schen Tischgespräche in den Blick genommen wer-

3 Theodor Fontane: Der Stechlin, 2. Aufl., Berlin 1899, S. 468.

4 Ebd., S. 24.

5 Gerhard Neumann: Theodor Fontane. Romankunst als Gespräch, Freiburg i.Br. 2011, S. 66.

6 Ebd., S. 56.

7 Ebd. Das Konzept der Zirkulation sozialer Energie findet sich bei Stephen Greenblatt: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance, Frankfurt a.M. 1993.

den, beide sind auf das Sujet *Digestion* bezogen: Erstens die Überführung des Essens, des »materialen Nichts«, in Symbolisches, in einen den Roman organisierenden Metacode. Zweitens das mutwillige Austesten von Fragen des Geschmacks – nach Bourdieu ja das »originäre Organ der Distinktion der ›feinen Unterschiede‹«⁸.

Unter den Gerichten, die am Dinnertisch im Schloss Stechlin serviert werden, ist auch Karpfen. Czako, Woldemars Freund, führt zu diesem Tischgericht gegenüber Dubslav aus:

»Was mich [...] an diesen Karpfen noch ganz besonders fesselt – beiläufig ein Prachtexemplar –, das ist das, daß er doch höchstwahrscheinlich aus Ihrem berühmten See stammt, über den ich durch Woldemar, Ihren Herrn Sohn, bereits unterrichtet bin. Dieser merkwürdige See, dieser Stechlin! Und da frag' ich mich denn unwillkürlich (denn Karpfen werden alt; daher beispielsweise die Mooskarpfen), welche Revolutionen sind an diesem hervorragenden Exemplar seiner Gattung wohl schon vorübergegangen? Ich weiß nicht, ob ich ihn auf hundertfünfzig Jahre taxieren darf, wenn aber, so würde er als Jüngling die Lissaboner Aktion und als Urgreis den neuerlichen Ausbruch des Krakatowa mitgemacht haben. Und all das erwogen, drängt sich mir die Frage auf...« Dubslav lächelte zustimmend. »... Und all das erwogen, drängt sich mir die Frage auf, wenn's nun in Ihrem Stechlinsee zu brodeln beginnt oder gar die große Trichterbildung anhebt, aus der dann und wann, wenn ich recht gehört habe, der krähende Hahn aufsteigt, wie verhält sich da der Stechlinkarpfen, dieser doch offenbar Nächstbeteiligte, bei dem Anpochen derartiger Weltereignisse? Benedet er den Hahn, dem es vergönnt ist, in die Ruppiner Lande hineinzukrähen, oder ist er umgekehrt ein Feigling?«⁹

Das »materiale Nichts« des Karpfens (der zum Verzehr angerichtet auf der Tischtafel aufgetragen ist), um die Formulierung Neumanns aufzugreifen, wird umstandslos mit dem symbolischen Glutkern des Romans in Verbindung gesetzt: dem See Stechlin, der Altes und Neues, Fremdes und Eigenes, die Ferne und die Nähe, die Vergangenheit und die Gegenwart vermittelt – und der überdies für jene revolutionären gesellschaftlichen Veränderungen steht, deren Notwendigkeit im Roman immer wieder diskutiert wird.¹⁰

8 Ebd., S. 55. Vgl. Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M. 1982.

9 Fontane: *Der Stechlin*, S. 31.

10 Über den Verzehr des Karpfens – der mit seinen geschätzten 150 Jahren das Alter sämtlicher Tischgenossen deutlich übertrifft – haben die Essenden teil an jüngerer und älterer Geschichte: Die Mahlzeit gerät zum Moment raumzeitlicher Transgression, die Essenden inkorporieren den »Nächstbeteiligte[n]« von »Weltereignisse[n]«. Ebd.

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«

Während der Karpfen verzehrt wird, gegessen, einverleibt, ist von Abwässern und Ratten die Rede – im Tischgespräch vorgeführt wird das mutwillige Austesten von Fragen des Geschmacks.¹¹ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang tatsächlich, welche Gesprächssujets der Romanier seinen Tischgästen und vor allem uns, den Lesern, zumutet. Schauen wir auf Frau Gundermann, die über ihre Kindheit, »als [sie] noch ein Quack war, höchstens 14«, in der Berliner Linienstraße erzählt:

Damals waren nämlich noch die Rinnsteine, und wenn es dann regnete und alles überschwemmt war und die Bretter anfangen, sich zu heben, und schon so halb herumschwammen, und die Ratten, die da drunter steckten, nicht mehr wußten, wo sie hin sollten, dann sprangen wir auf die Bohlen rauf, und nun die Biester raus, links und rechts, und die Jungens hinterher, immer aufgekrempt und ganz nackigt. Und einmal, weil der eine Junge nicht abließ und mit seinen Holzpantinen immer drauflosschlug, da wurde das Untier falsch und biß den Jungen so, daß er schrie! Nein, so hab' ich noch keinen Menschen wieder schreien hören. Und es war auch fürchterlich.¹²

Czako geht auf das Thema seiner Tischnachbarin bereitwillig ein:

»Als ich in Paris war (ich war da nämlich mal hinkommandiert), da bin ich mit runtergestiegen in die sogenannten Katakomben, hochgewölbte Kanäle, die sich unter der Erde hinziehen. Und diese Kanäle sind das wahre Ratteneldorado; da sind sie zu Millionen. Oben drei Millionen Franzosen, unten drei Millionen Ratten. Und einmal, wie gesagt, bin ich da mit runtergeklettert und in einem Boote durch diese Unterwelt hingefahren, immer mitten in die Ratten hinein.« »Gräßlich, gräßlich. Und sind Sie heil wieder rausgekommen?« »Im ganzen, ja. Denn, meine gnädigste Frau, eigentlich war es doch ein Vergnügen. In unserm Kahn hatten wir nämlich zwei solche Rattenfänger, einen vorn und einen hinten. Und nun hätten Sie sehen sollen, wie das losging. ›Schnapp‹ und das Tier um die Ohren geschlagen, und tot war es. Und so weiter, so schnell wie Sie nur zählen können, und mitunter noch schneller. Ich kann es nur vergleichen mit Mr. Carver, dem bekannten Mr. Carver, von dem Sie gewiß einmal gelesen haben, der in der Sekunde drei Glaskugeln wegschoß. Und so immerzu, viele hundert. Ja, so was wie diese Rattenjagd da unten, das vergißt man nicht wieder. Es war aber auch das Beste da. Denn was sonst noch von Paris geredet wird, das ist alles übertrieben; meist dummes Zeug.«¹³

11 Vgl. z.B. Jörg Wesche: Feinsinn. Antinomie des Geschmacks zwischen Physiologie und Poetik, in: Hans Vilmar Geppert/Hubert Zapf (Hrsg.): Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven, Bd. III, Tübingen/Basel 2007, S. 125–147.

12 Fontane: Der Stechlin, S. 39.

13 Ebd., S. 39 f.

Czako erzählt also von einem wahren Ratten-Genozid. In der Forschung wird gerne argumentiert, Frau von Gundermann werde vom Erzähler durch ihre degoutante Themenwahl als bornierte Aufsteigerin desavouiert, die die Regeln des guten Geschmacks nicht kenne. Damit wird übersehen, dass es vor allem Czako ist – jener Czako, der im Herzen dessen, was man als gute Gesellschaft ansehen könnte, situiert ist –, der Themen bespricht, die Normverletzungen behandeln und die selbst eine Normverletzung (bezogen auf das kultivierte Tischgespräch) darstellen: Das ist der Fall bei der Thematisierung der Pariser Kanalisation, die dafür verantwortlich ist, Fäkalien wegzuspülen und in der Ratten zu Hause sind, die in einem Gewaltexzess vernichtet werden – oder aber bei Czakos Rekurs auf die Sujets Mesalliancen, uneheliche Kinder, Liebesgeschichten aller Art. Czako versucht gewissermaßen den Beweis zu führen (und auch das sagt etwas über seine gesellschaftliche Selbst-Setzung aus), dass kein Thema sich bei Tisch verbietet (Fäkalien resp. Abwasser, Rattentotschlag, uneheliche Kinder), gelingt es nur, es im rechten Causeur-Ton zu intonieren. Czako zelebriert als seinen Geschmack die heiter plaudernde Geschmacklosigkeit. Festzuhalten ist, dass über die Abwasserkanäle zwar Fäkalien, Kot, Ausscheidungsprodukte aufgerufen werden, aber nur metonymisch. Literaliter geredet wird von Ratten – und davon, wie diese in einem Gewaltexzess totgeschlagen werden. Tod, Abschlachten, Niedermetzeln – diese Sujets können in den Mund genommen werden, Fäkalien eben nicht.

Kulinarische Gefahren: *Die Buddenbrooks*

Mahlzeiten nehmen eine romanstrukturierende Funktion auch in Thomas Manns *Buddenbrooks* (aus dem Jahr 1901) ein – einem Roman, in dem Thomas Mann, das zumindest sei erwähnt, auch auf Kochrezepte aus seiner Familie zurückgreift. In den Blick genommen sei das Gastmahl am Beginn des Romans. An einem Donnerstag im Oktober 1835 laden die Buddenbrooks die Familienangehörigen, Bekannten und Geschäftsfreunde »auf ein ganz einfaches Mittagbrot« in ihr neues Haus,¹⁴ nach großbürgerlicher Sitte für den späten Nachmittag. Dieses neue Haus in

14 Thomas Mann: *Buddenbrooks*. Verfall einer Familie. Roman, hrsg. und kritisch durchgesehen von Eckhard Heftrich unter Mitarbeit von Stephan Stachorski und Herbert Lehnert, in: Thomas Mann: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«

der Mengstraße kauften die Buddenbrooks von der in Konkurs gegangenen Familie Ratenkamp für 100.000 Kurantmark. Gegessen wird von Meißner Tellern mit Goldrand und mit schwerem Silberbesteck. Das »ganz einfache Mittagbrot« besteht aus »Kräutersuppe nebst geröstetem Brot«¹⁵, »Fisch«¹⁶, einem »kolossale[n], ziegelrote[n], panierte[n] Schinken« mit Schalottensauce »und solchen Mengen von Gemüsen, daß alle aus einer einzigen Schüssel sich hätten sättigen können«.¹⁷ Darauf folgt Plettenpudding, »ein schichtweises Gemisch aus Makronen, Himbeeren, Biskuits und Eiercreme«, zu dem goldgelber, traubensüßer alter Malvasier in kleinen Dessertweingläsern gereicht wird. Für die Kinder gibt es den Lieblings-Nachttisch, »brennenden Plumpudding«.¹⁸ Abschließend trägt das Folgmädchen noch Butter, Käse und Früchte auf.

Noch vor Abschluss des Festmahls hockt der kleine Christian Buddenbrook in einer Ecke »und ächzte leise und herzbrechend«.

»Ich will nie-mals wieder etwas essen! Mir ist übel, mir ist *verdamm*t übel.« [...] Doktor Grabow lächelte vor sich hin, mit einem nachsichtigen und beinahe etwas schwermütigem Lächeln. Oh, er würde schon wieder essen, der junge Mann! Er würde leben wie alle Welt. Er würde, wie seine Väter, Verwandten und Bekannten, seine Tage sitzend verbringen und viermal inzwischen so ausgesucht schwere und gute Dinge verzehren ... [...] Er [selbst] würde kommen, wenn er gerufen würde, und für einen oder zwei Tage strenge Diät empfehlen, – ein wenig Taube, ein Scheibchen Franzbrot ... ja, ja – und mit gutem Gewissen versichern, daß es für diesmal nichts zu bedeuten habe. Er hatte, so jung er war, die Hand manches wackeren Bürgers in der seinen gehalten, der seine letzte Keule Rauchfleisch, seinen letzten gefüllten Puter verzehrt hatte und, sei es plötzlich und überrascht in seinem Kontorsessel oder nach einigem Leiden in seinem soliden alten Bett, sich Gott befahl. Ein Schlag, hieß es dann, eine Lähmung, ein plötzlicher und unvorhergesehener Tod ... ja, ja, und er, Friedrich Grabow, hätte sie ihnen vorrechnen können, alle die vielen Male, wo es nichts auf sich gehabt hatte« [...].¹⁹

Die *gula*, die Völlerei, die Schlemmerei, so wird es gleich zu Beginn des Romans, der bekanntlich eine Verfallsgeschichte erzählt, deutlich gemacht, zieht den Tod nach sich. Wir haben es mit einer aporetischen,

– Tagebücher, Bd. 1.1, hrsg. von Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurze et al., Frankfurt a.M. 2002, S. 13.

15 Ebd., S. 24.

16 Ebd., S. 27.

17 Ebd., S. 30.

18 Ebd., S. 35.

19 Ebd., S. 38–40. Herv. i.O.

einer paradoxalen Konfiguration zu tun: Das Essen, das Stoffwechselprozesse ermöglichen und uns helfen soll, das Leben zu fristen, führt zu Tode. Man isst sich um sein Leben.

In kurioser Verzerrung taucht das Sujet auch an anderer Stelle im Roman auf:

James Möllendorpf, der älteste kaufmännische Senator, starb auf groteske und schauerliche Weise. Diesem diabetischen Greise waren die Selbsterhaltungstrieb so sehr abhanden gekommen, daß er in den letzten Jahren seines Lebens mehr und mehr einer Leidenschaft für Kuchen und Torten unterlegen war. Doktor Grabow, der auch bei Möllendorpfs Hausarzt war, hatte mit aller Energie, deren er fähig war, protestiert, und die besorgte Familie hatte ihrem Oberhaupt das süße Gebäck mit sanfter Gewalt entzogen. Was aber hatte der Senator getan? Geistig gebrochen, wie er war, hatte er sich irgendwo in einer unstandesgemäßen Straße [...] ein Zimmer gemietet, eine Kammer, ein wahres Loch, wohin er sich heimlich geschlichen hatte, um Torte zu essen... Und dort fand man auch den Entseelten, den Mund noch voll halb zerkaute Kuchens, dessen Reste seinen Rock befleckten und auf dem ärmlichen Tische umherlagen. Ein tödlicher Schlaganfall war der langsamen Auszehrung zuvorgekommen.²⁰

Der zuckerkrankte Möllendorpf isst sich zu Tode (auch wenn er nicht an Auszehrung,²¹ sondern am Schlagfluss stirbt). Grandios geraten ist diese kleine Episode, weil sie die Nahrungsaufnahme als Geschlechtsverkehr perspektiviert. Nicht nur, dass das Törtchen, das männliche Esser genießen, weiblich semantisiert ist (auch im Englischen etwa ist eine *tart* eine Prostituierte); das Doppelleben, das Möllendorpf führt, ist als eines geschildert, als habe er sich eine unstandesgemäße Geliebte genommen, mit der er es heimlich treibe. Die Verfehlungen Möllendorpfs sind jedoch nicht erotischer Natur, sondern kulinarischer (allerdings ließe sich seine Zucker-Verfallenheit, das sei eingeräumt, als oral-erotische Fixierung lesen).

Die Verfallsgeschichte der Titelfamilie, der Buddenbrooks, lässt sich im Laufe des Romans auch daran ablesen, dass Nahrungsaufnahme, Digestion ihre Selbstverständlichkeit verliert; Krankheitssymptome treten auf, bei Tony Buddenbrook, inzwischen Madame Grünlich, etwa ein nervöses Magenleiden. Über guten Appetit und einen funktionierenden Stoffwechsel verfügt die junge Tony. Als sie bei der Familie des Lotsenkomman-

20 Ebd., S. 447.

21 Auszehrung kann Ergebnis von Diabetes mellitus sein, der Insulinmangel zu Kachexie führen. Durch die mangelhafte Verstoffwechslung von Kohlenhydraten muss die Energie aus dem Abbau von Körperfett gewonnen werden.

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«

deurs Schwarzkopf an der See urlaubt, verliebt sie sich in den Sohn derselben, Morten, der Medizin studiert – und sie ökotrophologisch aufklärt: »Dem Scheibenhonig können Sie vertrauen, Fräulein Buddenbrook ... Das ist reines Naturprodukt ... Da weiß man doch, was man verschluckt ... Sie müssen ordentlich essen, wissen Sie! Diese Luft hier, die zehrt ... die beschleunigt den Stoffwechsel.«²²

Tony verleiht diese Information ihrem Wissensfundus ein – als sie morgens aufsteht, ist sie um ihren Metabolismus besorgt: »Nachher will ich baden, dachte Tony, aber vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt ...«²³

Sexualität und Stoffwechsel: *Der Zauberberg*

Vermag die junge Tony Buddenbrook durch reichhaltige Ernährung zu verhindern, dass der Stoffwechsel an ihr zehrt, gelingt das den tuberkulosekranken Sanatoriumsbewohnern in Thomas Manns *Zauberberg* (aus dem Jahr 1924) weniger gut. Trotz der überreichen Nahrungsaufnahme (schon zum Frühstück biegen sich die Tischplatten unter der Fülle des Aufgetischten – und die übrigen Mahlzeiten sind noch reichhaltiger: »Es gab da Töpfe mit Marmeladen und Honig, Schüsseln mit Milchreis und Haferbrei, Platten mit Rührei und kaltem Fleisch; Butter war freigebig aufgestellt, jemand lüftete die Glasglocke über einem tränenden Schweizer Käse, um davon abzuschneiden, und eine Schale mit frischem und trockenem Obst stand obendrein in der Mitte des Tisches.«²⁴) schwinden die Patienten und Patientinnen des Berghofs dahin, werden Opfer der Krankheit, die im 19. Jahrhundert als »Schwindsucht« tituliert – und quasi als Auszehrung, als Störung des Metabolismus, aufgefasst wird.

Stoffwechselnde Entitäten sind aber nicht nur die Patienten, sondern auch die Tuberkelbazillen. Im Kapitel »Forschungen« beschäftigt sich der Protagonist Hans Castorp mit zeitgenössischer medizinischer und biologischer Forschung, mit Fragen physiologischer Chemie. Thomas Mann verfährt in diesem Kapitel so, wie er es seit den *Buddenbrooks* eingeübt hat (dessen berühmtes Typhuskapitel in großen Teilen wortgetreu aus dem *Brockhaus* übernommen ist): Er beschafft sich entsprechende (von

22 Mann: Buddenbrooks, S. 132 f.

23 Ebd., S. 136.

24 Mann: Der Zauberberg, S. 68.

der Thomas-Mann-Forschung inzwischen identifizierte und ausgewertete) Fachliteratur, die er paraphrasiert oder kopiert – eine Technik, die er selbst als ›höheres Abschreiben‹ bezeichnet. Hans Castorps medizinische Studien werden im Roman wie folgt skizziert:

Die pathologische Anatomie, von der er einen Band seitlich in den roten Schein seines Tischlämpchens hielt, belehrte ihn durch einen Text, der mit Abbildungen durchsetzt war, über das Wesen der parasitischen Zellvereinigung und der Infektionsgeschwülste. Diese waren Gewebsformen – und zwar besonders üppige Gewebsformen –, hervorgerufen durch das Eindringen fremdartiger Zellen in einen Organismus, der sich für sie aufnahmelistig erwiesen hatte und ihrem Gedeihen auf irgendeine Weise – aber man mußte wohl sagen: auf eine irgendwie liederliche Weise – günstige Bedingungen bot. Weniger, daß der Parasit dem umgebenden Gewebe Nahrung entzogen hätte; aber er erzeugte, indem er, wie jede Zelle, Stoff wechselte, organische Verbindungen, die sich für die Zellen des Wirtsorganismus als erstaunlich giftig, als unweigerlich verderbenbringend erwiesen. Man hatte von einigen Mikroorganismen die Toxine zu isolieren und in konzentriertem Zustande darzustellen verstanden, und es verwunderlich gefunden, in welchen geringen Dosen diese Stoffe, die einfach in die Reihe der Eiweißverbindungen gehörten, in den Kreislauf eines Tieres gebracht, die allergefährlichsten Vergiftungserscheinungen, reißende Verderbnis bewirkten. Das äußere Wesen dieser Korruption war Gewebswucherung, die pathologische Geschwulst, nämlich als Reaktionswirkung der Zellen auf den Reiz, den die zwischen ihnen angesiedelten Bazillen auf sie ausübten. Hirsekorngroße Knötchen bildeten sich, zusammengesetzt aus schleimhautgewebartigen Zellen, zwischen denen oder in denen die Bazillen nisteten, und von welchen einige außerordentlich reich an Protoplasma, riesengroß und von vielen Kernen erfüllt waren. Diese Lustbarkeit aber führte gar bald zum Ruin, denn nun begannen die Kerne der Monstrezellen zu schrumpfen und zu zerfallen, ihr Protoplasma an Gerinnung zugrunde zu gehen; weitere Gewebsteile der Umgebung wurden von der fremden Reizwirkung ergriffen; entzündliche Vorgänge griffen um sich und zogen die angrenzenden Gefäße in Mitleidenschaft; weiße Blutkörperchen wanderten, angelockt von der Unheilstätte, herzu; das Gerinnungssterben schritt fort; und unterdessen hatten längst die löslichen Bakteriengifte die Nervenzentren berauscht, der Organismus stand in Hochtemperatur, mit wogendem Busen, sozusagen, taumelte er seiner Auflösung entgegen.²⁵

Schon dass das Tischlämpchen einen roten Schein verbreitet, ist bemerkenswert. Von rotem Licht ist nämlich auch bei der Röntgenuntersuchung, die im Unterkapitel »Das Thermometer« des vierten Kapitels an dem Protagonisten und seinem Vetter Joachim Ziemßen vorgenommen

25 Ebd., S. 431 f.

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«

wird, die Rede. Astrid Lange-Kirchheim hat darauf hingewiesen, wie erotisiert und effeminierend diese monatliche Untersuchung modelliert ist:

Die Jünglingskörper werden sozusagen weiblich dekliniert, von der »Monatsuntersuchung[-blutung]« [...] deren vierwöchige Periodizität dreimal betont wird, über die »feuchten Stellen«, die Verneinung fehlender Rippen und das diagnostische Urteil »kurz«, »verkürzt« im Bezug zu Gliedern [...]. Nicht zuletzt konstituiert allein das Arrangement der Untersuchung – der Arzt ist in der Position von Subjekt und Definitionsmacht – den Patienten in der Objektposition, mithin als weiblich.²⁶

Mit seinen lockeren Reden evoziert der Hofrat Behrens gar das Bild männlicher Prostitution (auch das Untersuchungszimmer ist, wie ein sprichwörtliches Bordell, mit der schon erwähnten roten Lampe versehen): Er sieht seinen Patienten auf dem Knabenstrich (»Ich habe Sie auf dem Strich gehabt, Castorp«²⁷). Was Castorp »im roten Schein seines

26 Astrid Lange-Kirchheim: Zergliederte Jünglinge und Missgeburten. Zum »gender trouble« in Thomas Manns Roman *Der Zauberberg*, in: Klaus-Michael Bogdal/Ortrud Gutjahr/Joachim Pfeiffer (Hrsg.): *Jugend. Psychologie – Literatur – Geschichte*. Festschrift für Carl Pietzcker, Würzburg 2001, S. 231–257, hier S. 234.

27 Mann: *Der Zauberberg*, S. 275. Dass Hofrat Behrens ein *penchant* zum Thema Homosexualität hat, macht das Kapitel »Humaniora« deutlich. Dort wird der Protagonist von Behrens, wie Castorp ein begeisterter Raucher, angesprochen: »Wie schmeckt der Krautwickel, Castorp? Lassen Sie mal sehen, ich bin Kenner und Liebhaber. Die Asche ist gut: was ist denn das für eine bräunliche Schöne?« Maria Mancini, *Postre de Banquet* aus Bremen, Herr Hofrat. Kostet wenig oder nichts, neunzehn Pfennig in reinen Farben, hat aber ein Bukett, wie es sonst in dieser Preislage nicht vorkommt. Sumatra-Havanna, Sandblattdecker, wie Sie sehen. Ich habe mich sehr an sie gewöhnt. Es ist eine mittelvolle Mischung und sehr würzig, aber leicht auf der Zunge. Sie hat es gern, wenn man ihr lange die Asche läßt, ich streife nur höchstens zweimal ab. Natürlich hat sie ihre kleinen Launen, aber die Kontrolle bei der Herstellung muß besonders genau sein, denn Maria ist sehr zuverlässig in ihren Eigenschaften und luftet vollkommen gleichmäßig. Darf ich Ihnen eine anbieten?« »Danke, wir können ja mal tauschen.« Und sie zogen ihre Etuis. »Die hat Rasse«, sagte der Hofrat, indem er seine Marke hinreichte. »Temperament, wissen Sie, Saft und Kraft. St. Felix-Brasil, ich habe es immer mit diesem Charakter gehalten. Ein rechter Sorgenbrecher, brennt ein wie Schnaps, und namentlich gegen das Ende hat sie was Fulminantes. Einige Zurückhaltung im Verkehr wird empfohlen, man kann nicht eine an der anderen anzünden, das geht über Manneskraft. Aber lieber mal einen ordentlichen Happen, als den ganzen Tag Wasserdampf ...« Sie drehten die gewechselten Geschenke zwischen den Fingern, prüften mit sachlicher Kennerchaft diese schlanken Körper, die mit den schräg gleichlaufenden Rippen ihrer erhöhten, hie und da etwas gelüfteten Wickelränder, ihrem aufliegenden Geäder, das zu pulsen schien, den kleinen Unebenheiten ihrer Haut, dem Spiel des Lichtes auf ihren Flächen und Kanten etwas organisch Lebendiges hatten. Hans Castorp sprach es aus: »So eine Zigarre hat Leben. Sie atmet regelrecht. Zu Hause ließ ich es mir mal einfallen, Maria in einer luftdichten Blechkiste aufzubewahren, um sie vor Feuchtigkeit zu schüt-

Tischlämpchens« liest, ist ähnlich erotisiert und sexualisiert. Es geht um Vereinigung, die Gewebsformen, die aufgerufen werden, sind üppig. Die Tuberkelbazillen penetrieren einen ›aufnahmelustigen‹ Organismus, es ist die Rede von Liederlichkeit. Das Infektionsgeschehen wird als Koitus ins Bild gesetzt. Parasit und Wirtskörper kopulieren. Die Kopulation ist aber für den Wirtskörper eine todbringende, die eindringenden Zellen (›wechselt[]‹ der Parasit doch, wie es im Text heißt, »wie jede Zelle, Stoff‹) produzieren giftige organische Verbindungen, »reißende Verderbnis«.

Geschildert wird der Infektionsverlauf, der Ergebnis der Stoffwechselprozesse des Parasiten ist, als sexuell markierte »Lustbarkeit«, die ruinös ist – der Organismus befindet sich in Ekstase, ist berauscht von den Bakteriengiften, er steht »in Hochtemperatur, mit wogendem Busen, sozusagen, taumelte er seiner Auflösung entgegen«. Die Bakterien feiern – hier befinden wir uns in gewisser Weise auf der Ebene des Mikrokosmos – sexuelle Orgien: Als Effekt dieser erotischen Ausschweifungen gerät der gesamte Organismus – das wäre dann der Makrokosmos – in (ebenfalls sexuell konnotierte) Hitze. Tod ist orgiastische Auflösung. Der große Tod wird als kleiner Tod, als Orgasmus ins Bild gesetzt.

Metaphorisiert werden die Effekte der Tuberkuloseinfektion also in der Sprache der Sexualität, aber auch in der der Ökonomie. Im zitierten Abschnitt wird »Korruption« aufgerufen (›Das äußere Wesen dieser Korruption war Gewebswucherung‹), »Ruin« – die Krankheit wirtschaftet

zen. Wollen Sie glauben, daß sie starb? Sie kam um und war tot binnen Wochenfrist, – lauter ledrige Leichen.« (S. 384 f.)

Die Gender-Modellierungen sind, es sei nur ein kurzer Blick darauf geworfen, überdeutlich: Behrens introduziert sich als »Liebhaber«. Die »bräunliche Schöne«, nach der er sich erkundigt – er scheint also ein Interesse an exotischen Importen zu haben –, hat gelegentliche »Launen«. Sie wird konsumiert, man tauscht sie unter Männern (und natürlich ruft das eine Konfiguration auf, die an Lévi-Strauss' Konzept des Frauenaustausches denken lässt). Die Zigarrenkörper werden befangert und karessiert; sie haben »etwas organisch Lebendiges«. Behrens' St.-Felix-Brasil – diese Zigarre ist qua Namensgebung männlich konnotiert – scheint dem Raucher noch ekstatischere Wonnen zu gewähren als Castorps Maria Mancini, sagt doch der Hofrat von seiner Zigarre: »Ein rechter Sorgenbrecher, brennt ein wie Schnaps, und namentlich gegen das Ende hat sie was Fulminantes. Einige Zurückhaltung im Verkehr wird empfohlen.« (Ebd.) Der Verkehr, bei dem Zurückhaltung empfohlen wird, ist offensichtlich homosexuell semantisiert. Der Genuss einer anderen Zigarre mit männlichem Namen war für Behrens so gefährdend-gefährlich, dass er fast daran verstarb. Nach dem Rauchen von zwei kleinen Henry Clays (es liegt nicht zu fern, an zwei jugendliche Stricher zu denken – ich rekuriere mit dem [prekären] Begriff auf die Äußerung des Hofrats gegenüber dem Protagonisten des *Zauberbergs*: »Ich habe Sie auf dem Strich gehabt«) kollabierte Behrens, wie er Castorp erzählt.

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«

maßlos im betroffenen Organismus; sie führt zur völligen Erschöpfung vorhandener Ressourcen. Auch der Stoff-Wechsel des Tuberkulosebakteriums scheint ökonomische Tausch-Konfigurationen aufzurufen. Björn Moll konstatiert: »Die ›Wechsel-Geschäfte lassen auch einen Geld-Wechsel und damit einen Devisenhandel anklingen, sie ändern aber besonders die Substanz, den ›Stoff‹ und damit die Bedingungen der Solidität. Die Produktivität des ›Parasit[en]‹ ist schädlich.«²⁸ Damit wird die Tuberkulose, die im 19. Jahrhundert als Schwindsucht, als Auszehrung, figuriert, gewissermaßen als Produktivkraft in den Blick genommen; aufgerufen werden Muster, wie wir sie aus späteren Beschreibungen der Krankheit Krebs kennen, die quasi die Krankheit der losgelassenen kapitalistischen Moderne mit ihrem Produktionssteigerungsfetisch ist.²⁹

Was Hans Castorp an den Prozessen, die in seinem Körper ablaufen, fasziniert, ist, dass sie – wie es heißt – »auf eigene Hand«, nicht bewusst gesteuert von seinem Ich, ablaufen. Zu seinem Vetter Joachim Ziemßen sagt der Protagonist:

»[D]as finde ich geradezu unheimlich, versteh mich recht, es ist ja so, als ob der Körper seine eigenen Wege ginge und keinen Zusammenhang mit der Seele mehr hätte, gewissermaßen wie ein toter Körper, der ja auch nicht wirklich tot ist – das gibt es gar nicht –, sondern sogar ein sehr lebhaftes Leben führt, nämlich auf eigene Hand: es wachsen ihm noch die Haare und Nägel, und auch sonst soll physikalisch und chemisch, wie ich mir habe sagen lassen, ein überaus munterer Betrieb darin herrschen...«³⁰

Und Ziemßen versteht, was Castorp meint. Wenn die Produktionen in dem munteren Betrieb »Körper« schon nicht bewusst gesteuert und gelenkt werden können, dann sollten sie zumindest mit einem Sinn versehen werden können, das Körperzeichen sollte – um im ökonomischen Feld zu bleiben – mit einem Sinn-Gegenwert gedeckt sein:

»Ja, ja,« sagte Joachim seufzend, »es ist wohl so ähnlich, wie wenn man Fieber hat – dabei herrscht auch ein besonders ›munterer Betrieb‹ im Körper, um deinen Ausdruck zu gebrauchen, und da mag es schon sein, daß man sich

28 Björn Moll: Störenfriede. Poetik der Hybridisierung in Thomas Manns *Zauberberg*, Frankfurt a.M. 2015, S. 41.

29 Vgl. dazu Siddhartha Mukherjee: *Der König aller Krankheiten. Krebs – eine Biografie*. Aus dem Englischen von Barbara Schaden. Mit einem Vorwort von Fritz Pleitgen, Köln 2012.

30 Mann: *Der Zauberberg*, S. 111.

unwillkürlich nach einer Gemütsbewegung umsieht, wie du sagst, wodurch der Betrieb einen halbwegs vernünftigen Sinn bekommt ...«.³¹

Thermogenese (die Produktion von Wärme durch Stoffwechselaktivität), besonders in Form von Fieber, ist etwas, das vor allem Castorp (in seiner Liebesfiebrigkeit) sehr interessiert.³² Im Kapitel »Forschungen«, von dem

31 Ebd., S. 112.

32 Dass die Liebe eine Krankheit ist, dass sie leiden macht – und dass sie darüber hinaus eine Krankheit ist, von der zu genesen man sich nicht wünscht –, wissen wir seit der Antike. Im *Zauberberg* wird diese metaphorische Rede von der Liebeskrankheit ernst genommen, sie wird literalisiert, verbuchstäblicht. Liebe geht im *Zauberberg* mit einem klinischen Bild einher, das sich aus einer ganzen Reihe an somatischen Symptomen zusammensetzt. Dass das, woran Castorp leidet, die Tuberkulose ist, ist nicht recht wahrscheinlich. Das Fieber, das er täglich produziert und sorgfältig misst und notiert, lasse sich – so Behrens – kaum als Symptom, als Verweis auf die Lungenerkrankung verstehen. Es müsse einen anderen Grund haben. Der nicht mehr nüchterne Castorp kennt den Grund und verrät ihn Chauchat in seinem Liebesgeständnis: »La fièvre de mon corps et le battement de mon cœur harassé et le frissonnement de mes membres, c'est le contraire d'un incident, car ce n'est rien d'autre –> und sein bleiches Gesicht mit den zuckenden Lippen beugte sich tiefer zu dem ihren –>rien d'autre que mon amour pour toi, oui, cet amour qui m'a saisi à l'instant, où mes yeux t'ont vue, plutôt, que j'ai reconnu, quand je t'ai reconnue toi, – et c'était lui, évidemment, qui m'a mené à cet endroit ...« [...] Seine Zähne schlugen aufeinander. Er hatte den einen Fuß unter seinem knisternden Stuhl hervorgezogen, während er phantasierte, und indem er ihn vorschob, diesen Fuß, berührte er mit dem anderen Knie schon den Boden, so daß er denn also neben ihr kniete, gebeugten Kopfes und am ganzen Körper zitternd. »Je t'aime«, lallte er, »je t'ai aimée de tout temps, car tu es le Toi de ma vie, mon rêve, mon sort, mon envie, mon éternel désir ...« (S. 517 f.) Krankheit und Liebe sind also verschwistert, und das Sanatorium ist – wieder und wieder konstatiert Castorp das im Text – ein »Lustort«. Wie die Lungenkrankheit in jedem einzelnen Organismus eine Orgie feiert, die Infektion sich schranken- und zügellos ausbreitet und an ihrem Wirt schadlos hält, so fern von den sittlichen Regeln der »flachländischen« Regeln bewegen sich die Patienten auf dem Zauberberg, der in der Tradition des Venusberges steht. Schon die ersten Nächte nach seiner Ankunft sind für Hans Castorp von Sexgeräuschen aus dem Nebenzimmer akustisch unterlegt (vgl. S. 63). Castorp ist hier – unfreiwilliger – Zuhörer; auch sein eigener Liebeshandel mit Chauchat wird von den Sanatoriumsmitbewohnern beobachtet, kommentiert, mit Interesse verfolgt. Liebe ist auch immer ein Hörspiel und ein Schauspiel, das vor Publikum aufgeführt wird und das Anlass bietet für Gossip und Tratsch. Das »Ringeln, Kichern und Keuchen« (ebd.), von dem Castorp in dieser Szene irritiert wird, passt zu der Theorie, die er entwickeln wird, vom »Flachland« als Bereich des Bürgerlich-Wohlanständigen, der im Gegensatz steht zu jenem Hochgebirgs-Raum der Krankheit, der Ekstase und des Todes, in dem gesellschaftliche Normvorgaben ignoriert werden können und in dem die Liebe als gesellschaftsverneinende Kraft ihren Auftritt haben kann. Im Gespräch mit Chauchat führt Castorp aus: »Oh, die Liebe ist nichts, wenn sie nicht Wahnsinn ist, etwas Unvernünftiges, Verbotenes und ein Abenteuer im Bösen.« (S. 1095) Das sind große Worte, die die Liebe in Opposition zu allem rücken, was vernünftig, geboten, gesund und rational ist, zu den Konventionen, zum Zivilisatorischen en général. Und diese Konzeptualisierung der Liebe als gesellschaftskritische, ja

»Vorher ordentlich frühstücken, damit der Stoffwechsel nicht an mir zehrt«

schon die Rede war, transkribiert, paraphrasiert Thomas Mann eine seiner wichtigen Quellen aus den Lebenswissenschaften: Oscar Hertwigs *Allgemeine Biologie*. Hertwig beschreibt Stoffwechselfvorgänge wie folgt:

Intramolekulare Wärme wird frei und bildet die lebendige Kraft, die zur Hervorbringung der Arbeitsleistungen des Zellkörpers die Vorbedingung ist. [...] Bei der Neubildung lebender Substanz [...] werden zum Ersatz des Verbrauchten neue Stoffe von außen aufgenommen, dem Körper einverleibt und in neue chemische Verbindungen übergeführt; bei diesen Arbeitsleistungen wird wieder Wärme in mehr oder minder hohem Grade gebunden.³³

Daraus macht Thomas Mann:³⁴

Was war also das Leben? Es war Wärme, das Wärmeprodukt formerhaltender Bestandlosigkeit, ein Fieber der Materie, von welchem der Prozeß unaufhörlicher Zersetzung und Wiederherstellung unhaltbar verwickelt, unhaltbar kunstreich aufgebaute Eiweißmolekel begleitet war. [...] [Es war] sinnlich bis zur Lust und zum Ekel, die Schamlosigkeit der selbstempfindlich-reizbar gewordenen Materie, die unzüchtige Form des Seins. Es war ein heimlich-fühlsames Sichregen in der keuschen Kälte des Alls, eine wollüstig-verstohlene Unsauberkeit von Nährsaugung und Ausscheidung, ein exkretorischer Atemhauch von Kohlensäure und üblen Stoffen verborgener Herkunft und Beschaffenheit. Es war das durch Überausgleich seiner Unbeständigkeit ermöglichte und in eingeborene Bildungsgesetze gebannte Wuchern, Sichentfalten und Gestaltbilden von etwas Gedunsenem aus Wasser, Eiweiß, Salz und Fetten, welches man Fleisch nannte [...].³⁵

Wieder werden die Stoffwechselfvorgänge sexuell metaphorisiert: Sinnlichkeit, Schamlosigkeit, Unzüchtigkeit, Wollust werden aufgerufen. Die aufgerufene Sexualität ist in diesem Fall aber im bespielten Bildfeld in Verbindung gesetzt mit Exkretion und Exkrementen – sie ist buchstäblich (nicht nur figurativ) schmutzig, sie ist unsauber, da sie kontaminiert ist mit »Nährsaugung und Ausscheidung« (die auch erotisch semantisiert sind: als »wollüstig-verstohlene Unsauberkeit«), dem Leben selbst wird

gesellschaftssprengende Macht ist natürlich nicht voraussetzungslos. Castorp greift auf Denkmuster zurück, die im kulturellen Repertoire aufgehoben sind. Die Liebe ist der unbehauste Eros (ganz wie er etwa in Eduard Mörikes *Peregrina*-Gedicht gezeichnet ist), sie ist nicht domestizierbar, sie ist nicht in Ehe überführbar, sie ist wahnsinns- und todesaffin.

33 Oscar Hertwig: *Allgemeine Biologie*, Jena 1906, S. 63.

34 Auf gewisse Weise lässt sich Thomas Manns Schreibverfahren mit dem von Hertwig beschriebenen Modell fassen. Bekanntlich nimmt auch Mann in seinen Texten zu signifikanten Teilen »neue Stoffe von außen« auf, die in »neue [...] Verbindungen« überführt werden.

35 Mann: *Der Zauberberg*, S. 418.

»exkretorischer« Atemhauch zugeschrieben. Die Thomas Mann'schen Umschriften seiner naturwissenschaftlichen Referenztexte setzen auf ein losgelassenes Spiel von Metaphoriken und Metonymien, das nachzuzeichnen überaus vergnüglich ist.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. 1982.
- Demetz, Peter: Formen des Realismus. Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen, München 1964.
- Fontane, Theodor: Der Stechlin, 2. Aufl., Berlin 1899.
- Greenblatt, Stephen: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance, Frankfurt a.M. 1993.
- Hertwig, Oscar: Allgemeine Biologie, Jena 1906.
- Lange-Kirchheim, Astrid: Zergliederte Jünglinge und Missgeburten. Zum »gender trouble« in Thomas Manns Roman *Der Zauberberg*, in: Bogdal, Klaus-Michael/Gutjahr, Ortrud/Pfeiffer, Joachim (Hrsg.): Jugend. Psychologie – Literatur – Geschichte. Festschrift für Carl Pietzcker, Würzburg 2001, S. 231–257.
- Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman, hrsg. und kritisch durchgesehen von Eckhard Heftrich unter Mitarbeit von Stephan Stachorski und Herbert Lehnert, in: Thomas Mann: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 1.1, hrsg. von Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke et al., Frankfurt a.M. 2002.
- Ders.: Der Zauberberg. Roman, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Michael Neumann, in: Thomas Mann: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Bd. 5.1, hrsg. von Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke et al., Frankfurt a.M. 2002.
- Moll, Björn: Störenfriede. Poetik der Hybridisierung in Thomas Manns *Zauberberg*, Frankfurt a.M. 2015.
- Mukherjee, Siddhartha: Der König aller Krankheiten. Krebs – eine Biografie. Aus dem Englischen von Barbara Schaden. Mit einem Vorwort von Fritz Pleitgen, Köln 2012.
- Neumann, Gerhard: Theodor Fontane. Romankunst als Gespräch, Freiburg i.Br. 2011.
- Wesche, Jörg: Feinsinn. Antinomie des Geschmacks zwischen Physiologie und Poetik, in: Geppert, Hans Vilmar/Zapf, Hubert (Hrsg.): Theorien der Literatur. Grundlagen und Perspektiven, Bd. III, Tübingen/Basel 2007, S. 125–147.